

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 17.

Düsseldorf, 28. April

1917.



Generaloberst Moritz Ferdinand Freiherr von Bissing, Generalgouverneur von Belgien, †

Phot. Nicola Perscheid.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

2. Fortsetzung.

Lange saß Egon Friedrich vor dem Brief und seine Lippen murmelten die Worte: „Unerbittlich! Unverföhnlich!“ Dann raffte er sich auf. Er ging an den Schreibtisch und nahm Tinte und Feder.

„Mein lieber Vater!

Verzeih, daß ich Dich auch heute so nenne, denn wenn auch Welten zwischen uns liegen, und wir vielleicht nie mehr den Weg zu einander finden, so wirst du doch in meinem Herzen stehen, wie einst in den frohen Tagen meiner Kindheit. Wenn ich andere Bahnen gehe als Du und die Voreltern, so ist es gerade, weil ich unseres Hauses Wappenspruch hochhalte. Sic volo! Was ich für recht erkannt, muß ich wollen, und was ich will, das führe ich aus!“

Dann flossen ihm die Worte begeistert in die Feder. Es war keine Bitte eines verstoßenen Sohnes, es war die Rechtfertigung eines Mannes, der seine Überzeugung vertritt. Er schilderte, wie Deutschlands Größe das höchste Ideal eines jeden sei, der ein Deutscher zu heißen verdiene. Diese Größe aber beruhe auf der Arbeit, auf den Errungenschaften der Industrie. Er verwies auf die Stumm und die Hengel von Domersmark, die sich der neuen Zeit nicht verschlossen, und wie einst ihre Vorfahren als Ritter mit dem Schwert in der Hand dem Volke voran zogen, so schritten sie nun in der neuen Zeit voran als siegreich führender deutscher Adel in das Weltalter von Holz und Eisen. Und solch ein Vorkämpfer begehere auch er zu werden. „Und so ah ich uns denn wieder auseinander gehen, Vater, wenn Du es so willst. Freiwillig bin ich nicht in diese Gegend gekommen. Eine Verkettung von Zufällen führte mich gegen meinen Willen in die Heimat.

Ich bitte Dich nicht um Verzeihung, wenn Dein Herz sie mit nicht bietet, aber eines fordere ich von Dir:

Sei überzeugt, daß ich nie dem Namen unseres Hauses Unehre

* Dieser in englischer Fassung vorgezeichnete Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

machen werde, auch wenn ich darauf verzichtet habe, ihn zu führen.

Leb' wohl, Vater, und wenn ich fort bin aus dieser Gegend, dann grüße meine liebe Mutter von mir und sage ihr, daß ich in jeder Stunde ihrer gedachte und grüße auch meine Schwester.

Ich bleibe trotzdem in Ehrfurcht und Liebe

Dein Sohn Egon Friedrich.“

Er schloß den Brief und besorgte ihn zur Post.

Draußen tief die Sirene die Arbeiter an ihr Tagewert.

Er reckte die Arme. Gott sei Dank, noch gab es ja Arbeit! Arbeit, die ihn voll und ganz in Anspruch nahm.

Mit starken Schritten ging er hochaufgerichtet zu dem Werkplatz hinüber.

Einige Stunden später kam über den Marktplatz und zum Lorenzer Tor hinaus, sporenkittend ein Husarenoberleutnant. Die Linke hatte den Säbel nachlässig gefaßt, während die blauen Augen in dem rassistig geschnittenen braunen Gesicht scharf suchend nach allen Seiten Ausschau hielten. Jetzt hatte er den Gegenstand seines Suchens offenbar entdeckt. Ein freundliches Leuchten glomm in seinen Blicken auf, mit ein paar raschen, elastischen Schritten überquerte er einige ihm im Wege liegende Eisenschienen und trat entschlossen auf den Oberingenieur Friedrich zu, der inmitten seiner Arbeiter stand und den Bericht über die Vormittagschicht anhörte.

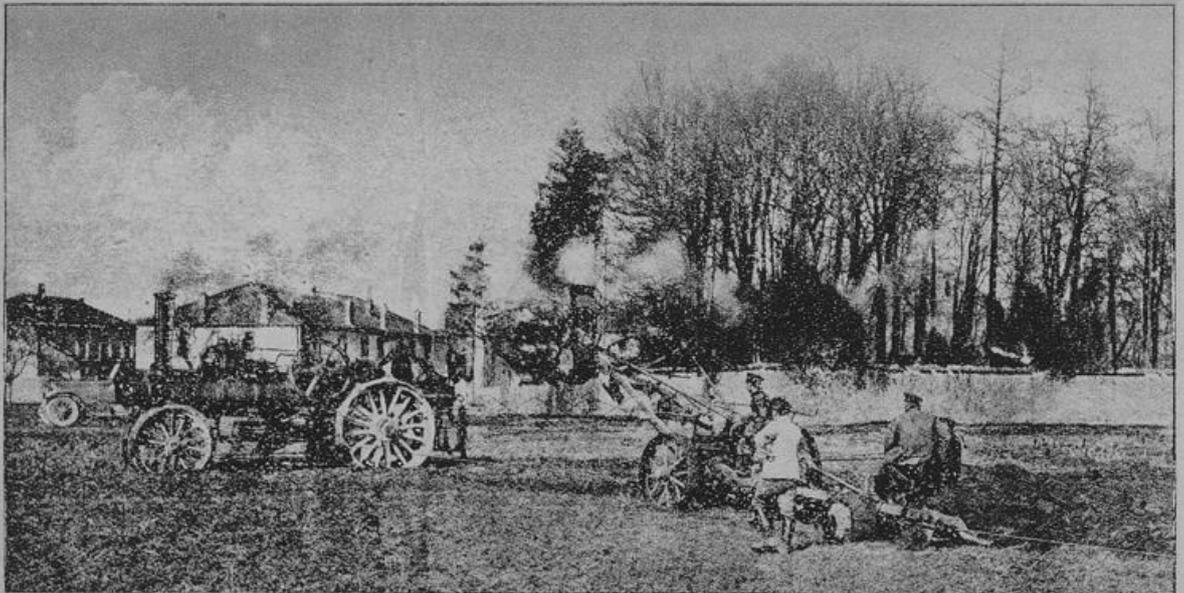
Der Husar stand still, die Sporen schlugen kittend zusammen, die behandschuhte Rechte fuhr grüßend an die Mütze.

„Wenn ich nicht irre, habe ich das Vergnügen —“

„Oberingenieur Friedrich, ganz richtig, Herr Oberleutnant.“ unterbrach ihn der andere rasch. „Wenn Sie sich freundlichst eine Minute gedulden wollen? — Ich stehe sofort zu ihrer Verfügung.“

Ruhig wandte er sich seinen Arbeitern wieder zu.

Der Offizier stand ein wenig abseits und beobachtete ihn, ein



Frühjahrsbestellung an der Westfront: Deutscher Dampfpflug wird im besetzten Feindesland von Feldgrauen bedient. BÜFA

Lächeln huschte über sein sympathisches Gesicht und verlor sich in den Windeln seines Schnurrbartes.

„Noch immer die alte Komödie,“ murmelte er in sich hinein. „Hätte es mir eigentlich denken können. Die Valenburgs haben immer mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollen. Nun, wenn es ihm Vergnügen macht.“

Friedrich hatte jetzt die Arbeiter entlassen und trat nun mit einer gewissen Herzlichkeit, die von einer guten Portion Verlegenheit nicht frei war, auf den Offizier zu. Der riß sich gewaltig zusammen, und machte ein todernstes Gesicht. Egon sah ihn ein bißchen zweifelnd an.

„Ich weiß nicht —“ begann er zaudernd.

„So, was weißt du eigentlich nicht? Ich weiß nur, daß es wenig schön ist, einen alten Spielfreund, noch dazu seinen Leibfuchs, zehn Jahre ohne Nachricht von sich zu lassen.“

„Ja, woher weißt du eigentlich —?“

„Gelt, das ist nun wieder nicht recht. Aber du mußt nicht glauben, daß das Korps seine alten Herren so einfach in der Fremde verschollen sein läßt! Wozu haben wir denn unsere diplomatischen Beziehungen! Kurzum, du hast deinen alten Herrenbeitrag seit zehn Jahren nicht gezahlt, du nachlässiger Knabe, und ich als Kassenswart habe den ehrenvollen Auftrag, dich einmal energisch zu erinnern.“

„So? Und deswegen kommst du expreß hierher, Görg?“

„Na ja, ehrlich gestanden, hatte ich ja auch sonst einmal Sehnsucht, zu sehen, wie du dich in der Zeit verändert hast. Wir sind doch noch die alten Freunde, Egon Friedrich?“

Der Ingenieur sah dem anderen einen Augenblick sinnend in die freundlich auf ihn gerichteten Augen.

„Ja,“ sagte er dann

einfach und hielt ihm eine schnell ergriffene Hand hin. „Aber Sie müssen mir schon den Gefallen tun, Herr Baron von Felbstein, und mich einfach als den Ingenieur Friedrich nehmen, der ich bin!“

„So,“ fragte der Offizier und wies mit dem Daumen hinter sich in der Richtung der Valenburg, „brummt dein alter Herr dort droben noch immer?“

Egon nickte. „Noch immer.“

„Laß nur, das wird sich schon geben! Zum Teufel, du hast doch nichts Unehrenwertes begangen, etwas, — dessen sich unsereiner irgendwie zu schämen hätte! Justement das Gegenteil! Du bist doch ein berühmter Mann, gewissermaßen. Die Zeitungen haben ja tolle Sachen über deine Tüchtigkeit in Argentinien geschrieben. Na, ich verstehe nur wenig davon, die Ehre ist ja Sache der Herren Pioniere, aber daß du was ganz grausam Gesehtes sein mußt, kann ich doch da

schließlich auch bei 'nem Talglicht rauslesen: Ist doch besser ein guter Ingenieur zu sein, als ein mittelmäßiger Soldat.“

Er sagte das in etwas wehmütigem Tone.

„Nanu, Görg?“

„Na, zum Generalfeldmarschall langt es nun doch einmal nicht. Weißt es ja selbst, hast mir ja immer die halben Schularbeiten gemacht. Jetzt, wo ich älter werde und das bißchen Leutnantstum vorüber ist, hab' ich auch nicht mehr den richtigen Spaß daran.“

„Sei doch nicht melancholisch!“

„Bin ich auch nicht: Ist ja gar nicht meine Natur. Aber den bunten Rod werde ich nun doch bald ausziehen.“

„Ist das dein Ernst?“

„Und wie! Außerdem hab ich mich mein Lebenlang eigentlich mehr fürs Kinderzüchten interessiert. Ohne die Tradition wär' ich wohl gleich Landwirt geworden. Mehr als mit meinen Rekruten jedes Herrgottsjahr von neuem, kann ich mich mit meinen Ochsen auch nicht abärgern!“

„Da hast du nicht so ganz unrecht.“

„Nicht wahr, das meinst du auch?“ fragte der Husar, erfreut über die Zustimmung. „Bei besonderen Gelegenheiten kann man ja dann die olle liebe Attila immer wieder mal anziehen. Und wenn's einen frisch-fröhlichen Krieg gibt, na, dann werden doch Egon Friedrich oder der Ingenieur Friedrich auch nicht hinter der Front bleiben?“

Friedrich nickte ernst.

„Siehst du, und bis dahin wollen wir mal unsern Acker bauen. Außerdem — du scheinst nicht zu wissen, daß mein Vater gestorben ist!“

Friedrich drückte dem Freunde warm die Hand.

„Nein, ich höre es heute zum ersten Male. Aus eurem Verhältnis zueinander weiß ich, was du verloren hast, Görg.“

„Nicht? Ich danke dir. Ich hab' seitdem auch keine rechte Freude an der Uniform mehr. Als ich am Totenbette kniete, sagte Vater: Görg, du bist kein Kirchenlicht — so klug war der alte Herr. — Versprich mir, daß du bald den bunten Rod ausziehst und dich gehörig um unsere Güter kümmerst. Und suche dir eine richtige Frau, die dich versteht und Geduld mit dir hat, damit sie dir dabei hilft, denn allein kommst du doch nicht damit zustande. Das versprach ich ihm denn in seine erkaltende Hand, und seitdem steht er mir Tag und Nacht vor Augen und mahnt mich.“

„Na, Görg, dann ist es aber die Hauptsache, erst die richtige Frau zu finden. Das andere kommt dann von selbst.“

Der Husar sah den Freund mit einem so schlauen Seitenblide an, daß man ihm denselben gar nicht zugetraut hätte.

„Hab ich ja schon. Kate mal!“



General Stoeger-Steiner von Steinstätten Cz.,
der neuernannte österreichisch-ungarische Kriegsminister

Kilophot Wien.

wurde an Stelle des verdienten bisherigen Kriegsministers Krobatin berufen. Er war während seiner Hauptmanns- und Majorsjahre Lehrer an der Kriegsschule, und stand als Generalmajor der Armeeschule vor. Im Anfang des Krieges führte er eine Infanteriedivision beim Vorstoße nach Südpolen, später wurde ihm die Führung eines Korps am Tsonjo übertragen.

„Du kannst nicht verlangen, daß ich heute in deinen Herzensangelegenheiten noch genau so gut Bescheid weiß wie in den Körperjahren!“

„Du sollstest in einer so ernsten Sache keine Wiße machen, Friedrich!“ klagte der Husar, und dann fügte er etwas rasch und verwirrt hinzu:

„Siehst du, ich dachte, wo Kalenberg und Felbstein einander so wie so schon benachbart sind — und deine Schwester Jutta ist eigentlich auf Ehre ein ganz famoser Kerl — und wir verstehen uns ja eigentlich auch beide schon — kurz, Donnerwetter, hättest du was dagegen, wenn ich dein Schwager wäre?“

„Im Gegenteile, Sörg!“ sagte Friedrich herzlich, „ich wüßte mir keinen Lieberem. Aber die Frage wäre wohl, was sagen meine Eltern dazu?“

„Das ist es eben!“ meinte der Husar betrübt. „Recht würde ich ihnen ja wohl sein, aber deine Mutter meint, durch Juttas Weggang wäre dann dein Vater ganz vereinsamt, und darüber dürfe man mit ihm nicht reden! Kannst du dich denn garnicht wieder mit dem alten Herrn versöhnen, Friedrich? Du würdest dir da wirklich einen Gotteslohn um Jutta und mich verdienen!“

„Das liegt nicht an mir, Sörg!“ Und Friedrich erzählte von der Begegnung mit seinem Vater und den beiden Briefen.

„Na, Gott wird schon weiter helfen!“ seufzte der Husar tief sinnig. „Hast du dich denn noch nicht nach einer Frau umgesehen?“

Gerade sah Friedrich am anderen Ende des Platzes Inge auftauchen, und die Frage des Freundes in diesem Augenblick erschien ihm wie ein Gottesorakel.

„Vielleicht ist es die Dame, die dort kommt!“ erwiderte er.

Der Husar blickte bewundernd hin.

„Donnerwetter! Dein Geschmack hat dort unten nicht gelitten: Ist es eine von uns?“

„Nein, eine Bürgerliche, die Tochter eines Sekretärs Salten!“

„Im — Na, das ist ja jetzt in den allerersten Kreisen üblich. So ein bißchen Blutaufrischung soll garnicht übel sein. Hätte es mir wohl von dir denken können! Und seid Ihr schon einig?“

„Wir kennen uns noch nicht einmal!“

„So?“

Der Husar sah ein bißchen verduht drein, dann lachte er laut auf.

„Hätte ich mir eigentlich auch von dir denken können! Was gibst du mir, wenn ich Euch bekannt mache?“

„Wenn das unauffällig geschieht, wäre ich dir dankbar!“

„Was denkst du denn von mir! Natürlich!“

Er klemmte das Einglas ein und musterte die Näherkommende.

„Hoffentlich ist es keine Schönheit mit Entensfüßen!“

„Mit Entensfüßen?“

„Na ja, so wie die Seejungfrauen in unsern Kindermärchen: oben Venus, und vom Rest spricht man lieber nicht! Immer, wenn ich och eine tadellose Frau sehe, muß ich mir unwillkürlich sagen: Arme Schönheit!“

„Warum: Arme Schönheit?“

„Na ja, weil sie doch schließlich trotz ihrer Schönheit genau so ein Mensch ist wie unsereins, und nicht so ein vollkommenes Fabelwesen, wie wir Männer es immer von ihr verlangen. Das macht ihr denn ihr schweres Leben doppelt schwer. Arme Schönheit!“

„Du bist eigentlich wirklich gar nicht so dumm, Sörg!“

„Nicht wahr? Bin ich auch gar nicht! Auf Wiedersehen!“

Und ehe es der Freund verhindern konnte, hatte sich der Husar losgerissen und ging mit langen Schritten über den Platz.

Georg von Felbstein schien die ihm entgegenkommende Dame überhaupt nicht zu beachten. Er war offenbar ein Reisender, der zum ersten Male die Stadt besichtigte und sein ganzes Interesse dem alten Lorenzer Tor zuwandte. Doch, was war das? Einen Schritt von Inge entfernt, verwickelte er sich plötzlich in seinen Säbel und schien hinzustürzen. Aber während das junge Mädchen einen leisen

Schreckensschrei ausstieß, war er auch sofort wieder auf den Füßen und grüßte militärisch.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, meine Gnädige, wenn ich Sie erschreckt habe! Ich muß hier irgendwo ausgeglitten sein — —“

Und er blickte nach einem imaginären Kern auf dem Boden aus.

Inge wußte nicht recht, was sie sagen sollte. War das nun Zufall oder ein echter, rechter Husarentreiß?

„Hoffentlich haben Sie sich nicht weh getan, mein Herr!“

„Felbstein, Oberleutnant Baron von Felbstein, wenn Gnädige gestatten! Nein, diesmal bin ich offenbar ganz unverdient glücklich davon gekommen! Die Sache geschah mir schon recht, wenn ich diese alten Gebäude beaugenscheinige, wo so viel Sehenswürdiges in der Nähe ist. Eine gerechte Strafe Gottes, mein gnädiges Fräulein.“

Und er verbeugte sich galant, wobei er ihr einen aus seiner Studentezeit her berühmten „feurigen“ Blick zuwarf.

Inge blickte etwas hilflos um sich. Da sah sie auch den Oberingenieur Friedrich drüben stehen und mit gerunzelten Brauen, halb ärgerlich, herüberlugen. Sofort beschloß sie, so liebenswürdig wie nur irgend möglich zu sein.

„Der Schreck war nicht so groß, Herr Baron, daß er ein so gewaltiges Kompliment verdient hätte!“ lächelte sie, und Felbstein fuhr fort:

„Da Sie die Liebenswürdigkeit haben, gnädiges Fräulein, sich zu interessieren: ich bin eigentlich in die Stadt gekommen, um einmal einen alten Freund wiederzusehen, den Oberingenieur Friedrich, der hier die Eisenbahn baut!“

Er legte die eine Hand auf den Rücken und winkte damit Egon eifrig heran. Inge beachtete lächelnd sein Manöver. Es schmeichelte ihrem Selbstbewußtsein, daß es ihr gelang, diesen Offizier ein wenig einzuschüchtern.

„Dann haben Sie sich aber offenbar in der falschen Richtung bewegt, Herr Baron! Der von Ihnen gesuchte Herr, den ich dem Ansehen nach kenne, steht ja gerade hinter Ihnen!“

Felbstein drehte sich um. Wirklich, da stand Friedrich und sah ihn wütend an. Sofort tat der Husar, als sei er auf das Freudigste überrascht.

„Richtig, da ist er ja! Tausend Dank, meine Gnädige! Ich muß aber von Ihrem Anblick geradezu geblendet gewesen sein! Grüß dich Gott, Friedrich! Gestatten Sie, meine Gnädige, daß ich Ihnen meinen besten Freund vorstelle! Oberingenieur Friedrich — — Fräulein — —“

„Inge Salten!“

„Friedrichs!“ dachte sich Egon. Aber er verbeugte sich mit vollkommener Ruhe. „Das haben wir wieder einmal fein gedeichelt!“ sagte sich lustig der Husar. Er machte schnell eine halbe Wendung um die Dame herum, so daß er auf die andere Seite geriet und seinem Freunde die Front freigab. Ein strategisches Manöver; man war doch nicht umsonst auf der Kriegsakademie gewesen!

„Mein Freund interessiert sich auch für Kunstwerke, gnädiges Fräulein, wenn auch sein eigentliches Fach mehr die Technik ist!“

„O, ich kenne den Herrn Oberingenieur von Ansehen! Wir verdanken ihm ja hier so viel!“

Inge sah Friedrich freundlich an.

Jetzt ist der Moment, dachte Felbstein. Die Sporen klirren zusammen, die Hand lag an der Mähe.

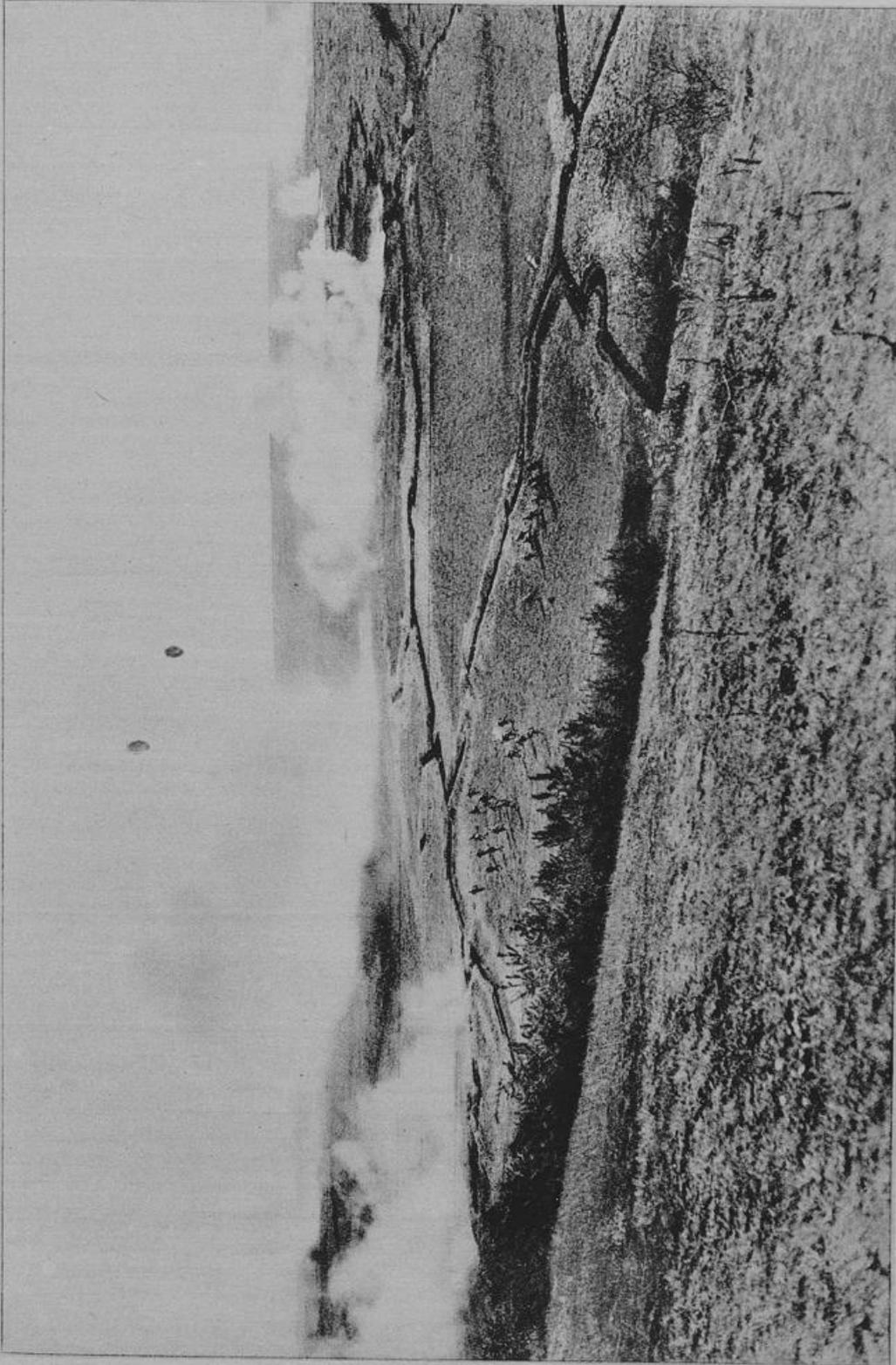
„Gnädige werden mich gütigst entschuldigen, eine Pflicht ruft! Auf Wiedersehen, Friedrich!“

Noch ein Sporenklirren, ein leichtes Neigen des Hauptes von Seiten Inges, und der Husar stolzierte davon, im Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben.

Inge und Friedrich waren allein.

5. Kapitel.

Einige Minuten ließ die Verlegenheit beide nicht zu Worte kommen. Sie fühlten, daß ihre Bekanntschaft nicht zu den alltäglichen, konventionellen gehörte, die mit ein paar höflichen Worten erledigt



Die Kämpfe in der Champagne: Gegen die feindlichen Gräben vorgehender Stoßtrupp.

BUFA

sind, und jeder fürchtete sich, das erste Wort zu sprechen, das möglicherweise die Ansicht des anderen bestimmen konnte.

Junge sagte sich zuerst:

„Sie haben da einen lustigen Freund, Herr Oberingenieur!“

„Nicht wahr? Es ist ein Studentkollege von mir, eigentlich mein liebster. Aber das Leben hat uns auseinander geführt, mich ins Ausland, ihn in die Berliner Garnison, so daß wir uns zehn Jahre nicht gesehen haben.“

Und fast unvermittelt fügte er hinzu:

„Sind Sie mir böse, Fräulein Salten?“

Sie sah ihn verlegen an:

„Warum sollte ich Ihnen böse sein?“

die Sie mir damals in den Wagen gereicht haben. Aber ernstlich böse bin ich Ihnen, wenn Sie das alles nur taten, um mir jetzt ein paar alltägliche Phrasen herzu erzählen.

„Das freut mich!“ sagte er ehrlich. „Es liegt mir auch garnicht!“

Junge neigte zustimmend das Haupt.

„Gut! Also sagen Sie mir offen und ehrlich, wozu die ganze Komödie?“

Im Augenblick erblaute sie und hatte das Gefühl, zu weit gegangen zu sein.

Aber ihre Besorgnis erwies sich als irrig. Der Mann liebte diesen offenen Ton, er war ihn vom kameradschaftlichen Leben im fremden Erdteil her gewöhnt und ging sofort auf ihn ein.



Aufbahrung Sr. Eminenz des Kardinals Erzbischofs Dr. Franziskus von Bettinger im erzbischöflichen Palais in München.

Unerwartet plötzlich ist der beliebte Kirchenfürst dahingefahren. Er war am 17. September 1830 geboren und im Jahre 1909 in der Domkirche zu München feierlich in seine Würden eingesetzt worden. 1873 empfing er die Priesterweihe und wirkte dann als Pfarrer in der Pfalz. Die Leiche wurde von Kardinal von Hartmann, Köln, im Beisein des Fürsterzbischofs von Salzburg, des Erzbischofs von Bamberg und sämtlicher bayerischer Bischöfe und Äbte eingesegnet und in der Domgruft beigesetzt.

Phot. H. Hoffmann, München.

Und heimlich sagte sie sich: „Herrgott, wie formlos er ist! Könnte er nicht wenigstens gnädiges Fräulein sagen?“

„Nun, wegen der Redheit meines Freundes.“

„Aber, das war sicher ja gar nicht böse gemeint. Man darf die Herren Offiziere nicht so kritisch beurteilen. Und was Sie anbetrifft, so habe ich wohl gesehen, daß Sie die Handlungsweise Ihres Freundes nicht billigten!“

Sie blinzelte ihn an.

„Am Ende ist es Ihnen unangenehm, mich kennen gelernt zu haben?“

„Wie können Sie denken!“ rief er ehrlich enttäuscht. „Sie ist tot!“ flüsterte ihm eine innere Stimme warnend zu. Aber er konnte sich dem von ihr ausgehenden Zauber nicht mehr entziehen.

Junge lachte.

„Nein, ich bin Ihnen nicht böse, Herr Oberingenieur, nicht wegen der Redheit Ihres Freundes und erst recht nicht wegen der Blumen,

„Keine Komödie, Fräulein Salten! Glauben Sie, ich reiche jeder Frau, die mir begegnet, Blumen in den Wagen?“

Sie sah ihn offen an.

„Nein, so sehen Sie nicht aus. Aber ich kenne Sie nicht.“

„Darf ich Sie ein Stück begleiten? Meine Arbeiter halten gerade Mittagspause.“

„Bitte! Ich wollte einen kleinen Spaziergang im Walde machen.“

Es gefiel ihr nicht recht, daß er sogar jetzt an seine Arbeit dachte, wo er doch sie kennen gelernt hatte.

Die Sonnenlichter spielten über den grünen Blättern des Waldes und wiegten sich schmeichelnd auf Junges goldblondem Köpfschen, das sie nachdenklich gesenkt trug, und auf ihrem w ihren Nacken. Die Blicke des Mannes folgten den Sonnenstrahlen. Es war kein Fehl an ihr. War es nicht wie ein Wunder, daß er diese ganzen Wochen immer an sie gedacht hatte und nun durch einen reinen Zufall wie ein alter

Freund neben ihr einhergehen durfte? Ja es war ein Wunder, ein Sonnenwunder.

„Sie sagen, Sie kennen mich nicht, Fräulein Sallen, und ich verstehe, daß es Ihnen töricht erscheinen muß, wenn ein Fremder gleich zu Ihnen von seinen Gefühlen spricht. Aber sehen Sie“ — er nahm seinen Hut ab — „mein Haar ergraut bereits an den Schläfen, trotzdem ich erst fünfunddreißig Jahre alt bin. Kriegsjahre zählen doppelt, und mein Leben hat mir eigentlich niemals Zeit zu Rosen und Täneln gelassen. Als junger Mensch habe ich studiert und gearbeitet, denn ich war ehrgeizig und wollte meine Zukunft nur meiner eigenen Tüchtigkeit zu verdanken haben, und nicht wie andere irgend welchen Familienbeziehungen. Dann bin ich nach Argentinien gegangen und dort bin ich, das darf ich wohl selbst sagen, etwas geworden. Was ich bin, verdanke ich nur mir.“

Er ist offenbar aus guter Familie, dachte sie beruhigt, sonst würde er auf diesen Umstand kein solches Gewicht legen. — Laut sagte sie:

„Sie waren lange fort, Herr Oberingenieur?“

„Neber zehn Jahre.“

„Und was brachte Sie wieder nach Deutschland zurück?“

„Das Heimweh, Fräulein Sallen. Ich wollte wieder einmal deutsche Städte sehen mit roten Ziegeldächern, deutschen Menschen die Hand drücken und dem Rauschen deutscher Wälder lauschen. Es lag mir wie eine Krankheit im Blut. Jetzt weiß ich, daß ich niemals wieder zurückgehe.“

„Ich verstehe das nicht ganz,“ meinte Inge. „Ich könnte mir so etwas nicht vorstellen. Aber das liegt vielleicht daran, daß ich diese kleine Stadt nie verlassen habe. Und wenn ich ehlich sein soll, Herr Oberingenieur: ich hätte eigentlich nichts dagegen, einmal in meinem Leben darüber hinauszukommen. Alle Tage dieselben Straßen, dieselben Häuser, dieselben Gesichter! Sie kommen aus der Welt in die Heimat zurück, ich möchte aus der Heimat in die Welt hinaus, glauben Sie da, daß irgend welche Freundschaft zwischen uns möglich ist?“

„Gewiß.“ lächelte der Mann ruhig. „Denn im Grunde sind unsere beiden Ansichten nur die beiden Seiten ein und derselben Sache. Gling es mir doch auch wie Ihnen. Alles war mir zu eng. Nun hab' ich Menschen über Menschen gesehen; Herrgott, mit wie wenig sind

schließlich selbst die wildesten zufrieden! Es ist gut, daß Sie noch nicht so abgeklärte Weisheit besitzen; sie würde Sie nicht leiden. Wenn man schön und jung ist, wie Sie, dann blüht man geradeaus.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Inge nachdenklich, „ob die Jugend wirklich ein so beneidenswerter Zustand ist.“

„Warum nicht?“ forschte er.

„Die Zukunft liegt noch zu dunkel vor ihr.“

„Das ist doch ein Vorzug.“

„Meinen Sie? Ich bin eine Beamtentochter, Herr Oberingenieur: Das Träumen liegt mir nicht. Ich liebe die klare,

feste Gewißheit. In der Wirklichkeit heißt träumen: das Leben veräußern. Und das möchte ich nie,“ — Inge ballte energisch ihre kleinen Fäuste, — „auch um den Preis des schönsten Traumes nicht.“

Egon Friedrich konnte ein unbehagliches Gefühl über so ausgeprägten Wirklichkeitsinn nicht unterdrücken.

Inge merkte es.

„Vielleicht ist die Abneigung gegen das Träumen bei mir nur eine weibliche Angst vor dem Erwachen.“

„Wie?“

„Denken Sie, ich träume zwanzig Jahre lang, ich wäre so etwas wie eine Prinzessin, und wache dann auf und bin nichts weiter als irgendeine alte Besenbindertrude. Wäre das nicht schrecklich? Lieber erst gar nicht träumen.“ Und sie setzte nachdenklich hinzu:

„Ich habe von Frauen gelesen, die so geträumt haben, und die so erwacht sind.“

Trude Vietch war bei Hilde Freitsche zu Besuch. Sie sah in dem hübschen kleinen Zimmer der Freundin und gab sich mit Kennermiene der Beschäftigung des Zigarettenrauchens hin. Man mußte ihr lassen, daß diese etwas burschitose Art den hübschen brünetten Kopf reizend leitete, und es war sicher nicht recht von dem alten Bürgermeister Vietch, daß er den tabakologischen Bestrebungen seines Töchterchens nur sehr geringes Verständnis entgegenbrachte und es zwang, seine Zigarette heimlich außerhalb des elterlichen Hauses zu rauchen.

Hilde sah der Freundin gegenüber und bewunderte pflichtschuldig die blauen Ringe, welche Trude sachgemäß formte. Eine angebotene Zigarette hatte sie abgelehnt. Sie hätte sich um keinen Preis der Welt eines so kühnen Wagnisses vermaßen.



Denkmal der Kgl. preussischen 53. Reserve-Division für ihre gefallenen Kameraden auf dem Kriegerfriedhof zu Vieville. Schöpfer des Denkmals ist Hauptmann Vonhülshoff. Besichtigung des Denkmals nach der Enthüllung. BUFA

Trude seufzte auf.

„Es ist doch ein Genuß, mal so ruhig seine Zigarette rauchen zu können.“

„Ach, meinst du das im Ernste, Trude? Ich kann mir darunter gar nicht so etwas Besonderes vorstellen. Gustav meint auch, du rauchst nur, weil du glaubst, daß es dich kcheidet, und in Wirklichkeit schmedte es dir gar nicht.“

„Ja, dein Bruder! Das ist auch so ein neumal Kluger. Wenn es nach ihm ginge, dann sähe ich den ganzen Tag am Fenster hinter den Gelbveiglein und blidte seufzend die Straße hinunter, ob nicht ein gewisser Herr Gustav Frische, der schönste aller Männer, bald um die nächste Ecke läme.“

„Aber Trude, wie kannst du nur so reden! Gustav liebt dich ehrlich.“

„Ja, das erzählt er mir seit meinem zwölften Jahr und ist bis heute dabei geblieben. Allerhand Hochachtung! Und er ist ja auch ein lieber Kerl. Glaubst du, die zwei Jahre, während derer er drüben bei eurem Abgott Friedrich gearbeitet hat, sind mir nicht schwergefallen?“

Und sie machte ein furchtbar ernstes und tragisches Gesicht. Hilde lachte.

„Nun, du hast sie ja mit Fassung ertragen.“

„Dafür ist man siebzehn Jahre, daß man dem Herrgott noch nicht mit unnötigen Tränen die Zeit stiehlt. Gustav und ich sind einig, unsere Eltern sind einverstanden, und wenn Gustav nach diesem Bahnbau auf Friedrichs Empfehlung eine feste Staatsanstellung bekommt, dann kann in Gottes Namen geheiratet werden. Und dann soll es erst mal lustig werden, sag ich dir!“

Hilde seufzte auf.

„Ich beneide dich um dein Temperament, Trudchen.“

„Ja, — zum Weinen, Kind, haben wir doch noch immer Zeit, wenn wir mal sechzig sind.“

„Ich kann das Leben nicht mit so heiteren Augen ansehen.“

„Das kommt daher, weil du soviel nach dem Herrn Oberingenieur Ausschau hältst.“

„Trude!“

„Ja, ruf du nur Trude! Ich kann aus meinem Herzen keine Mördergrube machen. Du solltest dich schämen! Der Mann hat ja schon graue Haare.“

„Das macht das Klima drüben. Er ist doch erst fünfunddreißig, verteidigte Hilde den Abwesenden.“

„Was tut's, die grauen Haare hat er doch. Und was bist du für ihn? Ein Kind. Mir kommt die Galle hoch, wenn ich ihn mit dir sprechen höre. Fehlte nur noch, daß er dir mit der Hand väterlich über das Haar striche.“

„Trude“, unterbrach Hilde energisch, „du verkennst meine Gefühle für Herrn Friedrich, und du nimmst dir ein bißchen zu viel heraus.“

„Bitte, als deine zukünftige Schwägerin habe ich doch Rechte. Ich muß dafür sorgen, daß kein Mitglied einer mir so nahe stehenden Familie Dummheiten macht. Wenn du noch die Energie hättest, dir einen Mann zu erkämpfen! Aber da hapert es, und du mußt doch zugeben, daß dein Angebeteter deine stille Schwärmerci überhaupt nicht

beachtet. Ich finde das zu kindlich, eine Schwärmerci, von der der andere Teil gar nichts merkt.“

Angefihts solcher Wahrheiten war es um Hildes Fassung geschehen. Unter Schluchzen sank sie ihrer Freundin an die Brust.

„Ich bin ja so unglücklich, Trudchen.“

Trude streichelte sie ganz erschrocken und versuchte, sie zu trösten: „Aber beruhige dich doch, Kind, es kann ja noch alles gut werden! Man muß bloß den Kopf nicht sinken lassen! Und wenn du ihn wirklich liebst, dann werden sich ja wohl schon Mittel und Wege finden, daß er das auch merkt. Du bist nicht so häßlich, daß du um Liebe zu betteln brauchst.“

Im stillen sagte sie sich:

„Ich muß energisch mit Gustav reden, wie er darüber denkt. Glaubst er, daß es möglich ist, so mag die Sache in Gottes Namen ihren Gang gehen. Aber sonst muß Hilde fort, bis der Bahnbau fertig ist!“

In diesen Gedanken sah sie zum Fenster hinaus. Da rief sie pföhllich: „Sieh mal, Hilde, lupus in fabula, wie dein lateinischer Herr Bruder immer zu sagen pflegt! Da kommt er auf das Haus zu

und deinen Zukünftigen bringt er mit. Aber was ist das?“ fügte sie finster hinzu, „Inge Salten ist ja auch dabei!“

Hilde hob den verweinten Kopf.

„Inge? Ich lasse mich nicht sehen, Trudchen!“

Auch vor Trudes Erinnerung tauchte jetzt der Tag wieder auf, an dem sie gesehen hatten, wie Friedrich der schönen Inge die Blüten in den Wagen reichte. Aber sie wärf entschlossen den Kopf zurück.

„Nun gerade nicht, Hilde! Wirst du die Augen aus und tritt dem Feinde mutig

gegenüber! Nur nicht feige sein! Wer seinen Gegner kennt, hat schon halb gewonnen. Ich stehe dir bei!“

Frische hatte das vom Spaziergang zurückkehrende Paar unterwegs getroffen und es zum Kaffee eingeladen.

„Trinke doch deinen Kaffee bei mir, Fred, so gut wie in deinem Hotel wird er auch sein. Wir müssen ja sowieso nachher zusammen an die Arbeit! Nur keine Umstände, du weißt ja, daß meine Eltern verreis sind! Und auch Sie, Fräulein Salten, dürfen mir keinen Korb geben; meine Schwester würde mir das nie verzeihen!“

So brachte er denn selbst den Feind ins Haus, ohne es zu ahnen.

Während nach erfolgter Begrüßung Hilde hinauslief, um dem Dienstmädchen die nötigen Anweisungen zu geben, machte der Bruder geschäftig den Wirt.

„Hier, wir wollen im Zimmer meiner Schwester Platz nehmen, das ist jetzt das wohnlichste! Bei mir liegen die Pläne umher, und die anderen Zimmer sind während der Reisezeit der Tyrannei des Einmottens unterworfen. Fred, der breite Stuhl ist dein Vorrecht! Hier, Fräulein Salten, darfst du bitten? Du, Trude, weißt ja schon Bescheid!“

Friedrich ging im Zimmer umher und sah sich alles mit dem Interesse an, das man an guten Freunden nimmt. Trude musterte Inge mit feindseligen Blicden, und diese selbst folgte mit den Augen nachdenklich dem herumgehenden Oberingenieur. (Fortsetzung folgt.)



Den 100. Geburtstag im Kriegsjahre 1917

beging der Rentner Nathan M. Köb zu Köln a. Rh. Er wurde aus diesem Anlasse vom Kaiser mit einem Glückwunschschreiben ausgezeichnet. Phot. Samton & Co., Köln.